

Schwerpunkt: Bildung und Integration

Migrantenkinder haben es schwer in unserem Bildungssystem, das zeigt diese **Doppelseite**: In Schulen bleiben sie oft unter sich oder werden diskriminiert. Wie kann ihr Aufstieg gelingen? (S. 59)



Petra Lafrenz (r.) wünscht sich mehr deutsche Kinder auf der Schule ihrer Tochter Ylva in Berlin-Neukölln

Vorsicht, Brennpunkt!

Viele Eltern aus Berlin-Neukölln schulen ihre Kinder lieber in anderen Vierteln ein. Eine Initiative versucht nun, dagegen anzukämpfen VON NICOLA MEIER

Lange hatte sich Ylva Lafrenz auf diesen Moment gefreut. Mit ihrer Schultüte im Arm stand die Fünfjährige vor ein paar Tagen auf dem Schulhof der Karl-Weise-Schule in Berlin inmitten vieler unbekannter Kinder. Nur wenige waren so blond wie sie. Es war Ylvas erster Schultag.

Gerade mal fünf Minuten braucht die Erstklässlerin von ihrem Zuhause bis in die neue Schule. Viel näher kann man es in einer Großstadt wie Berlin nicht haben. Dass Ylva nun direkt um die Ecke eingeschult wurde, ist alles andere als selbstverständlich, denn sie wohnt in Neukölln. In der Karl-Weise-Schule lernen 285 Schüler, die meisten kommen aus türkischen und arabischen Familien. Insgesamt haben 80 Prozent der Kinder einen Migrationshintergrund, an anderen Grundschulen im Bezirk sind die Zahlen ähnlich hoch.

Spätestens seitdem im Jahr 2006 die Lehrer der Rütli-Schule öffentlich um Hilfe riefen und ihre Schule so deutschlandweit in die Schlagzeilen brachten, steht der Stadtteil Neukölln für ein Umfeld, in dem Eltern sich ihr Kind lieber nicht vorstellen möchten. Das Schlagwort, das ihre Ängste konzentriert, lautet: Brennpunktschule.

Nun stehen viele dieser Brennpunktschulen ausgerechnet dort, wo junge Eltern mittlerweile gerne wohnen. Dieses Dilemma gibt es in den meisten Großstädten, so groß wie Bielefeld, als Problembezirk bekannt und lange als Ausländerhochburg und Hartz-IV-Ghetto verschrien. Dann zogen die niedrigen Mieten immer mehr Künstler und Studenten an, Galerien und Bars wurden eröffnet, und plötzlich war Neukölln ein hippestes Multikulti-Viertel, in dem man gerne wohnt. Bis das erste Kind in die Schule kommt.

Lilia Kleemann, 33 Jahre alt, Designerin, entschied sich gegen die Schule vor der Haustür. Es ist viertel vor acht, als sie mit ihrem sechsjährigen Sohn Liou an der U-Bahn-Haltestelle ankommt, wo schon andere Mütter und Väter stehen. Großes Hallo, Umarmungen. Dann läuft Kleemann mit sechs Kindern zur Rolltreppe, die anderen Eltern eilen zurück zu ihren Autos und Fahrrädern. Sie wohnen in Kreuzberg und Neukölln, aber ihre Kinder gehen in Tempelhof auf eine Privatschule. Zwei U-Bahn-Stationen mit der U6, umsteigen, sieben Stationen mit der U7, noch mal fünf Minuten Fußweg. Gute 40 Minuten Schulweg, morgens hin, nachmittags zurück. Die Eltern haben eine Fahrgemeinschaft gegründet, jeder ist einmal die Woche mit Hinbringen und Abholen dran.

Es gebe Schulen in Berlin, in denen kein einziges deutsches Kind aus dem Einzugsgebiet komme, schimpft Neuköllns Bürgermeister Heinz Buschkowsky in seinem Buch *Neukölln*

ist überall. Schulfucht nennt er es, wenn Eltern ihre Kinder außerhalb ihrer Wohnbezirke einschulen, und kritisiert das scharf. Wer gerne in einer günstigen Gründerzeitwohnung in Neukölln lebe, der möge doch bitte auch sein Kind dort in die Schule schicken. So wie Buschkowsky denkt auch Petra Lafrenz, die Mutter der Erstklässlerin Ylva, obwohl sie Buschkowskys Buch nie gelesen hat. »Eltern, die ihre Kinder außerhalb einschulen, verhindern die Integration«, sagt sie. Ihre Tochter Ylva geht deshalb nun in die Karl-Weise-Schule gleich um die Ecke. Zusammen mit anderen Eltern hat Lafrenz die Initiative »Kiezschule für alle« gegründet, eine Art Gegenprogramm zur Schulfucht.

Lafrenz wohnt schon seit 30 Jahren in Neukölln, sie hat erlebt, wie Jugendgangs durch die Straßen zogen und auf Spielplätzen die Geräte brannten. Dort, wo sie wohnt, sieht Neukölln auch heute noch aus wie sein Klischee: Call-Shops neben Ein-Euro-Läden, auf den Straßen sind mehr Frauen mit Kopftüchern unterwegs als Hipster mit Röhrenjeans und Jutebeutel. Lafrenz, eine späte Mutter, ist Informatikerin, aber je länger man mit ihr redet, desto eher hält man sie für eine Sozialpädagogin, gutgläubig und immer auf der Seite derer, die im Nachteil sind. Schon vor Ylvas Geburt beteiligte sie sich an der Quartiersarbeit im Viertel, gab Töpferkurse an der Schule, in die jetzt ihre Tochter geht. Dass so viele Menschen in Neukölln von Sozialhilfe leben müssen, bedauert sie, schließlich könnten sie aufgrund ihrer fehlenden Ausbildung keinen Job finden. Dass manche das auch gar nicht wollen, das mag Lafrenz sich nicht so recht vorstellen. Und wenn schon: »Deren Kinder muss man mitziehen, damit sie später auf eigenen Füßen stehen!« Mitziehen, das sagt Lafrenz gerne.

Ihre Kiezschulen-Initiative setzt sich dafür ein, dass bald auch die sogenannten bildungsnahen Eltern ihre Kinder im Viertel einschulen, anstatt sie in andere Bezirke zu fahren oder gar wegzuziehen. »Viele Eltern gucken sich die Schulen in ihrem Viertel nicht mal an.« Lafrenz wirbt deshalb für die Schule vor ihrer Haustür. An den Tagen der offenen Tür verteilt sie dort Flyer, genauso wie in Kitas und Bars. Einmal im Monat gibt es ein Info-Treffen für interessierte Eltern, nicht immer kommt jemand. Aber davon lässt sich Lafrenz nicht aufhalten, sie spricht auch mal Eltern mit Kind auf der Straße an, sie hat jetzt eine Mission.

In der Karl-Weise-Schule wird jahrgangsübergreifend gelernt, Erzieher unterstützen die Lehrer bei der Betreuung, es gibt AGs, in denen die Schüler kochen, gärtnern oder Theater spielen. Die Schule beteiligt sich am Kiezfest, um ihre Arbeit vorzustellen, interessierte Eltern können mit ihren Kindern stundenweise am Unterricht teilnehmen. Bisher vergeblich. Es gebe noch keinen Zuwachs bei den Anmeldungen deutscher Eltern, sagt Andrea Schwenn,

die Leiterin der Karl-Weise-Schule. »Aber zum Tag der offenen Tür kommen mittlerweile schon mehr deutsche Eltern als früher.«

Petra Lafrenz hat den Schulbeginn ihrer Tochter sorgfältig vorbereitet. Sie hospitierte mit Ylva im Unterricht, damit sich die Tochter schon einmal an die Schule gewöhnen konnte. Eine friedliche Yogastunde hat Lafrenz damals im Bewegungsraum der Schule erlebt. 20 Schüler hockten im Schneidersitz auf blauen Yogamatten und hielten ihre Hände vor der Brust zusammen. »Herzlich willkommen«, sagte die Lehrerin, »Namaste«. Nichts erinnerte an das Angstbild einer Brennpunktschule, in der sich die Schüler gegenseitig beschimpfen und verprügeln. Nur im Klassenzimmer nebenan wurde es nach kurzer Zeit laut: »Geh auf deinen Platz!«, schrie ein Lehrer gut hörbar durch die Wand in die Entspannungsräume. »Auf deinen Platz!«

Die Liste der Probleme, die es an Brennpunktschulen gibt und vor denen Eltern sich fürchten, ist lang. Für manch eine Mutter ist es schon schwer genug auszuhalten, wenn ihr sechsjähriges Kind mittags nach Hause kommt und »du Hure« sagt. Wenn aber der Unterricht nicht stattfinden kann, weil Kinder kein Wort Deutsch sprechen, wenn Kinder im Unterricht überhaupt nicht mehr mitkommen, weil sich zu Hause niemand um ihre Hausaufgaben kümmert oder darum, wann sie ins Bett gehen, wenn Kinder aggressiv oder gar gewalttätig sind, weil sie es nicht anders kennen aus ihrer Familie, dann ist die Schmerzgrenze besorgter Eltern meistens erreicht – und der klassische Konflikt perfekt. Denn natürlich sind sich gerade die aufgeklärten Akademikereltern darüber im Klaren, dass die Problemerkinder nichts für das Umfeld können, aus dem sie kommen, und natürlich ist es richtig und hört sich gut an, wenn Petra Lafrenz sagt, dass man gerade solche Kinder mitziehen müsse. Weil sie noch schlechtere Bildungschancen haben würden, wenn sämtliche deutschen Eltern ihre Kinder an sorgfältig ausgewählten Schulen einschulen ließen. Davor waren nicht nur Politiker wie Buschkowsky, sondern auch Bildungsexperten, die in Vierteln wie Neukölln längst von Segregation sprechen, einer Entmischung. Sie sehen die Eltern in der Pflicht, dafür zu sorgen, ein noch stärkeres Auseinanderdriften der Gesellschaft zu stoppen.

Es ist eine jener Debatten, in denen es leichtfällt, auf der richtigen Seite zu stehen – solange man nicht selber betroffen ist.

Lilia Kleemann, die ihren Sohn außerhalb eingeschult hat, kann Kritik an ihrer Entscheidung zwar verstehen. »Aber ich finde es aufgesetzt, zu sagen, dass ich mein Kind extra in eine Brennpunktschule schicke, damit sich dort etwas ändert.« Sie wolle nun einmal das Beste für ihr Kind. »Und dazu gehört das räumliche und soziale Umfeld, in dem es lernt.« Auch Kleemann weiß, dass das Beste fürs Kind nicht unbedingt das Beste für die Gesellschaft ist. Aber muss Integration über das eigene Kind stattfinden? »Ich denke nicht«, sagt Kleemann. »Ich glaube, es ist sinnvoller, als Erwachsener in die Politik zu gehen, als das Kind zu benutzen, um Schulen stärker zu durchmischen.«

Sie habe sich vor einem Jahr viele Schulen in Neukölln angesehen. Als das Amt den Bescheid für die Einzugschule schickte, war klar, dass sie Liou nicht dorthin schicken würde. Ihr hatte die Stimmung an der Schule nicht gefallen. »Ich denke, jeder sollte für sein Kind die richtige Schule suchen«, sagt sie. Dass Behörden darüber entscheiden, wo ihr Kind lernt, hält Kleemann für falsch.

»Die Schulen sollten frei wählbar sein.« Wäre es so, glaubt sie, würden sich die Schulen vielleicht auch mehr anstrengen, ein Angebot zu schaffen, das Eltern wirklich überzeugt. Beim Thema Schulfucht geht es längst um mehr als um die Angst deutscher Eltern vor der Brennpunktschule. Es geht um die Ansprüche einer neuen Generation von Müttern und Vätern, die so aufgewachsen sind, dass sie stets frei wählen konnten, egal, ob Partner, Beruf oder die Stadt, in der sie leben wollen. Mit den starren Strukturen des deutschen Bildungssystems haben sie gleichermaßen Probleme wie mit den Zuweisungen ihrer Kinder auf bestimmte Schulen in Wohnortnähe.

Es habe eine Schule in ihrem Viertel gegeben, auf die sie Liou sofort geschickt hätte, sagt Lilia Kleemann. Die habe auch ein schwieriges Einzugsgebiet. Vor allem habe sie aber ein Konzept, das sie überzeugt habe. Kleemann bewarb sich und versuchte alles, damit ihr Sohn dort hingehen könnte. Es hat aber nicht geklappt, die Schule war völlig überlaufen. Eltern lassen sich also durchaus überzeugen vom Konzept einer Schule, obwohl sie mitten im sozialen Brennpunkt liegt. Auch deshalb fordern die Eltern: Schafft mehr gute Angebote! Beeindruckt uns! Was sich mit mehr Engagement bewirken lässt, zeigt die Entwicklung der Rütli-Schule. Die

Problemschule, deren Lehrer damals um Hilfe riefen, ist mit mehr Geld und Personal inzwischen quasi zu einer Vorzeigeschule geworden. Probleme mit mangelnden Anmeldungen deutscher Schüler gibt es dort jedenfalls nicht mehr. Vom Einsatz der Schulleiter und Lehrer hänge eine Menge ab, sagt Petra Lafrenz. Die Leiterin der Karl-Weise-Schule sei unheimlich engagiert. Lafrenz gibt zu, dass sie auch ihretwegen glaube, dass ihre Tochter auf der Schule gut aufgehoben sei. Ob es ihre Initiative schafft, mehr deutsche Eltern dazu zu bewegen, ihre Kinder in Neukölln einschulen zu lassen, bleibt abzuwarten. Mittlerweile hat sie 40 Unterstützer. Aber die Kinder der meisten sind noch zu klein, um in die Schule zu gehen. Im Moment ist es also ein sehr theoretisches Gegenprogramm zur Schulfucht – selbst wenn es der Initiative gelänge, mehr deutsche Eltern davon zu überzeugen, sich die Schulen in ihrem Viertel zumindest mal anzusehen. Lafrenz glaubt, dass sich das Konzept und die Angebote einer Schule letztendlich auch durch die Anmeldezahlen deutscher Eltern verändern werden.

Bei all der Hysterie um das Segregationsverhalten deutscher Eltern wird schnell vergessen, dass es auch Familien ohne deutschen Pass gibt, die ganz ähnliche Vorstellungen von guten Schulen haben wie die Deutschen. »Ich habe überlegt umzuziehen«, sagt die Georgierin Tea Bliadze, deren Tochter Anna Maria in die Karl-Weise-Schule geht, in die Ylva gerade eingeschult wurde. Bliadze hörte die üblichen Geschichten von Neuköllner Schulen, von Prügeleien und Kindern, die kein Wort Deutsch sprächen. »Ich dachte, dass ich eine schlechte Mutter bin, wenn ich mein Kind hier zur Schule schicke.«

Vor sechs Jahren kam die 32-Jährige nach Deutschland und lebt seitdem in Neukölln. Weil ihr georgischer Studienabschluss in Deutschland nicht anerkannt ist, arbeitet die alleinerziehende Mutter als Altenpflegerin. Sie nimmt das hin und beschwert sich nicht. Auch nicht darüber, dass sie jeden Morgen um sechs Uhr anfangen muss zu arbeiten. Vor allem deshalb blieb ihr gar keine andere Wahl, als Anna Maria auf die Schule im Viertel zu schicken. »Wenn es nicht gegangen wäre, hätte ich nach einem halben Jahr neu überlegt«, sagt Bliadze. Aber ihrer Tochter gefällt es bestens. Ein Mädchen wie sie ist ein schöner Beweis dafür, dass ein hoher Anteil an Kindern mit Migrationshintergrund nicht automatisch ein Grund zum Fürchten sein muss. Anna Marias Muttersprache ist Deutsch, und auf die Frage, was ihr in der Schule am besten gefalle, sagt sie: »alles«. Wer in ihrer Klasse das Problemkind ist, weiß man nach zehn Minuten Unterricht. Es ist eines der wenigen deutschen Kinder.



»Ich glaube, es ist nicht sinnvoll, Kinder zu benutzen, um Schulen stärker zu durchmischen.«

Lilia Kleemann, Mutter von Liou